

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 58 (1954-1955)

Heft: 10

Artikel: Geschäfte in Japan

Autor: Winternitz, G.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668001>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GESCHÄFTE IN Japan

Die Schwierigkeit bestand darin, den Geschäftsfreund erst einmal aufzufinden. Es ist ein japanischer Kaufmann, der auf einer holländischen Linie Waren aus Europa verfrachtet. Ich zeige dem Chauffeur den Zettel mit der Adresse, die mit japanischen Zeichen geschrieben ist. Der Chauffeur rast durch die halbe Stadt. Wir fahren die Ginsa entlang. Hinter dem Hibiy-Park blitzten die Funkmasten der drahtlosen Station in der Sonne, in der Nähe der Kuppel des Parlamentsgebäudes. Wo steht aber das Haus unseres Geschäftsfreundes? In Tokio hat man in den letzten Jahren viel gebaut; die Hausnummern laufen aber nicht der Reihe nach, sondern in der Folge in der die Häuser errichtet wurden. Wir rasen über breite Asphaltstrassen und überholen die dahinrasenden grünen Autobusse, nicht ohne dass mein Chauffeur eine Entschuldigung zu seinem Kollegen hinüberruft. Streit gibt es überhaupt nicht, immer nur ein freundliches Lächeln der Entschuldigung; selbst dann, als wir einer roten Limousine den hinteren Kotflügel einbeulen. Beide Chauffeure überbieten sich gegenseitig in Entschuldigungen. Beide lächeln und verbeugen sich über ihrem Lenkrad. Warum auch nicht? Mit Absicht hat es bestimmt keiner getan. Wozu grob sein? Ungeschehen kann man es doch nicht machen!

Nun fahren wir durch die graue Strassenschlucht der Bürohäuser. Wenn nicht die fremden Schriftzeichen wären, könnte ich glauben, in einer beliebigen europäischen Grossstadt zu fahren.

Auf einmal wandelt sich das Bild. Wir sind an den breiten Wassergraben gekommen, der die Kaiserliche Residenz von der modernen Stadt trennt. Das Zentrum dieser amerikanischen Grosstadt mit ihren Hochhäusern, Autobussen und Verkehrsschutzleuten ist eine verbotene, einsame Gegend mit Gräben und Holzbrücken, Tempeln und Bronze-geländern, Mauern und Schlössern. Dahinter ist die Stille eines vergangenen Jahrhunderts, nein, eines Jahrtausends. Dort, in der «verbotenen Stadt», wohnt der Kaiser, Nachkomme der Gottheit, der Kaiser, den auch ein verlorener Krieg nicht entthront hat. Wir fahren entlang dieses kilometer-

langen Wassergrabens, bis wir wieder in eine Wolkenkratzerstrasse gelangen. Dort haben wir das richtige Haus gefunden.

Ich habe mich nicht angemeldet. Das wäre unhöflich gewesen. Unhöflichkeit ist das grösste Verbrechen in Japan. Ich kann nicht mein Kommen anmelden und auf diese Art über die Zeit des geehrten Herrn Hiroshima verfügen. Ich lasse mich vom Diener anmelden und muss zuerst einmal warten. Endlich werde ich eingelassen. Herr Hiroshima verbeugt sich mindestens zehnmal und beteuert, wie glücklich er durch meinen geehrten Besuch sei. Dann bietet er mir Platz an, und ich weigere mich, den Platz anzunehmen. Schliesslich einigen wir uns auf die niedrigste Sitzgarnitur in der Ecke des Zimmers. Aber Herr Hiroshima zieht mich nach fünf Minuten wieder in die Höhe und zwingt mich, seinen Platz am Schreibtisch einzunehmen, während er selbst sich auf den Platz setzt, der für die Besucher bestimmt ist. Ein Diener bringt Teeschalen. Wir sprechen über das Wetter, über die Reise, die ich gehabt habe. Ueber das Befinden meiner Mutter, meines Vaters, meines Grossvaters. Ich sage, dass mein Grossvater nicht mehr am Leben ist. Herr Hiroshima bedauert dies zehn Minuten lang.

Inzwischen ist es Mittag geworden. Herr Hiroshima bittet mich, Gast in seinem Hause zu sein. Wir verlassen das Büro, ohne auch nur mit einem Wort auf die Geschäfte gekommen zu sein. Vor dem Hause wartet die Limousine des Herrn Hiroshima.

Wir fahren über Asphaltstrassen, allmählich verschwinden die Betonhäuser. Wir kommen an Gärten vorbei, in denen die Kirschen blühen. Vor einem entzückenden Holzhouse bleiben wir stehen. In einem Vorraum vertauscht Herr Hiroshima sein Sakkō mit dem Kimono und zieht seine Stiefel aus. Ich tue desgleichen.

Wenige Minuten später hocke ich auf einer Strohmatte und bewundere japanische Holzschnitte. Nach einer weiteren halben Stunde muss ich Platz auf einem roten Polster nehmen, der vor dem Ahnenschrein steht. Der beste Platz, den Herr Hiroshima zu vergeben hat.

Dann wird zu Tisch gegangen. Ich sehe heimlich auf meine Armbanduhr. Ich bitte meinen Gastfreund telephonieren zu dürfen. Ja noch mehr, ich bitte ihn, mir die betreffende Nummer anzurufen. Zeige ihm den Zettel. Herr Hiroshima schüttelte den Kopf. «Das ist eine sehr schlechte Nummer», sagte er. «Diese Nummer kann ich nicht anrufen.»

Ich verstehe immer noch nicht.

«Diese Nummer beginnt mit einer 4», sagt er. «Schinura heisst aber sterben.»

Ich verzichte auf das Gespräch.

Die Speisen werden aufgetragen. Die Mutter des Herrn Hiroshima bedient mich; es ist die höchste Ehre, die einem Besucher erwiesen werden kann.

Ich denke über meinen Gastgeber nach. Der Mann besitzt sechzig Häuser, befiehlt über einige tausend Angestellte, fährt in seiner Limousine in sein Büro und scheut sich, eine bestimmte Telefonnummer anzurufen? Vielleicht bindet er auch seine Wunschzettel an die Pfoten der steinernen Füchse in den Tempeln, wenn eine bestimmte Sache günstig ausgehen soll? Warum auch nicht? Ich kenne in Europa Leute, die eine Patience legen, um in den Karten den Ausgang einer bestimmten geschäftlichen oder privaten Angelegenheit zu erspähen.

Das Essen geht weiter. Ich denke an die Ratschläge, die mir unser Agent gegeben hatte. Dreimal Reis nachverlangen. Keinen Teller anfangen, den man nicht bis zum Ende essen kann. Wenn man nur wüsste, was unter den vielen Tunkens verborgen ist!

Herr Hiroshima trägt einen dunklen Kimono mit blauem Muster. (Es gibt in Japan keine Herrenmode, soweit es nicht europäische Kleidungsstücke betrifft. Der Japaner wählt einmal im Leben ein bestimmtes Muster und bleibt bei diesem.)

Ich esse Fische und Hühner, Schwämme und Muscheln, Bambus-Sprossen und Schnecken, Zwiebeln, mit geschaftem Schweinfleisch gefüllt, ich esse, ich platze, aber ich stelle keinen Teller zurück, der nicht sauber bis auf das letzte Restchen ausgeputzt ist.

Ich wusste, dass ich hier nichts vom Geschäft sprechen durfte. Auch nachher nicht, als der grüne, ungezuckerte Tee aufgetragen wird. Und auch nicht, als mich der Hausherr zum Tore seines Hauses begleitet und dem Chauffeur winkt.

Eine halbe Stunde, nachdem ich in mein Hotel gekommen bin, besucht mich Herr Hiroshima. Und spricht von nichts anderem als vom Geschäft, das ihm sichtlich viel wichtiger ist als mir. In zehn Minuten ist es abgeschlossen. Dr. G. Winternitz

gängerin durch Reichhaltigkeit des Mahles zu übertrumpfen!

Als die Reihe der Gastgeberei an mich kam, zerbrach ich mir den Kopf über der Menü-Frage. Andere Jahre hatte ich meinen Besuchern sehr bescheiden mit Kartoffelsalat, Schweinswürstchen und Gugelhupf aufgewartet, und solange ich eine mausarme freie Schriftstellerin war, hatte niemand mehr von mir verlangt.

Heute aber, als wohlbestallte städtische Lehrerin, durfte ich nicht länger so schäbig tun, weshalb ich mich zu einer kalten Platte «grossen Stils» entschloss. Und für den Nachtisch kündete ich den Geladenen eine lukullische Götterspeise an.

Das Fest wurde auf den Samstag festgesetzt. Erwartet wurden drei Ehepaare, die alle ziemlich weit von mir entfernt wohnen. Doch einer der Geladenen, Vetter Andreas, anerbte sich freundlich, mit seinem geräumigen Personenwagen die Gäste zu befördern, so dass die Länge des Weges keine Rolle spielte.

«*Stubete*» *MIT HINDERNISSEN*

von Ruth Blum

Was wäre der Dorfwinter ohne die vergnügliche Einrichtung der sogenannten «Stubeten», jener gemütlichen Einladungen, die in der Regel von abends acht bis morgens zwei Uhr dauern! In ihrem Mittelpunkt steht ein üppiger Imbiss, der obligatorisch aus einer Fleischplatte und einem süßen Nachtisch besteht. In den Bauernhäusern verknüpft sich dieses fröhliche Ereignis meistens mit dem traurigen Ende eines fetten Schweins. Andernorts werden gebackene Täubchen, Rehpfeffer und leckere Pasteten serviert. Und jede Gastgeberin trachtet natürlich danach, ihre Vor-